

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 21

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21
XVI. Jahrgang
1926

Bern
22. Mai
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Zahme und wilde Ente.

Von Friedrich Rückert.

Vernimm die Sabeln, die ich nicht gefabelt habe;
Als Mann erzähl ich dir, was ich gehört als Knabe.

Die zahme Ente schwamm auf ihrem Pfühl zufrieden,
Wo von dem Hausherrn ihr das Futter war beschieden.

Die wilde Ente flog vorbei mit Lustgeschrei;
Die zahme blickt hinauf, verwundert, was es sei.

„Mein wilder Vetter, ei wohin?“ — „Zur Quellenflut
Auf Bergen, weil das Land verjengt hat Sonnenglut.“

Ich aber fühle ihn durch Zittern und durch Wittern;
Leb wohl! Dort reicht man dir dein Futter aus den Gittern.“

„Zu Quellen? Ei! Kennst du die Quellen, warst du dort?“
„Ich nicht, die Mutter war's, und nach ihr zieht mich's fort.“

„Und weißt du denn den Weg?“ „Ich weiß ihn nicht, ich fühle
Den Trieb nur und den Zug entgegen jener Kühle.“

Die zahme spricht: „Bin ich nicht auch von deinem Stamm,
Und fühle keinen Trieb und Zug aus meinem Schlamm.“

Die wilde spricht: „Du hast, von der Natur entfernt,
Den angestammten Trieb der Freiheit nur verlernt.“

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

21

Frau Link zog eine Karte aus dem Rahmen eines christlichen Wandbildes, auf dem mit goldenen Lettern geschrieben stand:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und bauet auf Ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten — — —

„Diese Karte erhielt ich die letzte Woche. Eine Adresse steht nicht darauf. Und sonst hab' ich nichts.“

Es war eine Ansicht von Genf mit der flüchtigen Meldung, daß die Mutter bald viel Erfreuliches von ihrem Martin hören werde.

„Und seit dem wüsten Abend in der Festhütte“, ergänzte sie noch, „hab' ich ihn auch nicht wieder gesehen.“

Frau Klara erkundigte sich mit Staunen, was geschehen sei, und bekam dann gerade so viel zu hören, als nötig war, ihr die Augen zu öffnen, die denn auch bei jedem Wort der getreulichen Erzählung größer wurden.

„O jeht... jeht versteh' ich alles!“ flüsterte sie dann vielmals vor sich hin, und ihr Gesicht war wunderbar entstellt durch den Zwang, den sie sich auferlegte.

„Vom Gericht hat auch schon einer nach ihm gefragt. Was soll ich machen? Vor Angst kann ich keine Nacht mehr schlafen. Ich würd's auch nicht überleben, wenn er Schand' auf sich kommen ließ!“ jammerte die Mutter mit

der allertraurigsten Gebärde. „Ich kann ja nur beten. Tag für Tag.“

Klara wurde fast übel von diesem hochnotpeinlichen Mutterelend, das sich hilflos auf Gott und die Heiligen berief. Daß ein Mensch so sich selbst verlieren konnte! Und nun verstand sie auch, was der Jüngling gemeint hatte, als er ihr wegen der Mutter einmal sein Herz ausschüttete mit den Worten: „Sie ist immer hinter mir her wie eine himmlische Mahnung und wird's nicht müde, den Sohn ‚dort oben‘ in besseres Licht zu rücken. Ach, schon ihr Anblick tut mir weh. Es plagt mich etwas an, was ich nicht zu verantworten habe, was gegen mein Wissen und Wollen geschehen ist.“ Wirklich, man konnte sich kaum zwei größere Gegensätze denken, wie diese schwächliche Mutter und ihren begehrlischen Sohn.

„Das Beten hilft uns nichts, Frau Link, und macht das Geschehene nicht ungeschehen. Damit verliert man nur die Zeit zum Handeln!“ ermahnte sie ernst. „Wir müssen uns selber helfen. Ich bin auch froh, daß ich gekommen bin. Sie können nun ganz, ganz ruhig sein, Sie Aermste!“

Wohl zwei Stunden lang gab sich Klara alle Mühe, die gehekte Seele mit guten Verheißungen aufzurichten, obwohl für sie selbst nur Kampf und Grauen auf der Lauer lag.

Als sie ihr beim Abschied beide Hände reichte und bald wiederzukommen versprach, meinte Frau Link mit glück-

seligem leisen Weinen: „Der Martin hätt' halt eine Mutter haben müssen wie Sie eine sind, Frau Maag. Eine, die ihm von Zeit zu Zeit auch den Meister gezeigt hätt'!“

„Es ist noch nicht zu spät dazu!“ erwiderte die Sichelwirtin zuversichtlich.

Zu Hause angekommen, hörte sie, der Alte sei schon zu Bett gegangen.

„Er hat zwei ganze Flaschen Weltliner getrunken und ist kaum die Stiege hinaufgekommen“, berichtete Marie, die Kellnerin.

An den scheuen Blicken und der Zurückhaltung der Jungfer merkte die Herrin, daß ihr Geheimnis schon verraten war. Aber sie brachte es nicht über sich, der boshaften Schwachbase Schweigen zu gebieten.

„Ich bin ja doch die längste Zeit Sichelwirtin gewesen“, kam ihr ein erlösender Gedanke, als sie die Treppe zur Wohnung hinaufstieg.

Vom Kommerzszimmer der Studenten schallte ein übermütig lautes Singen:

— „Spricht zu ihm das schöne Weib:

Hast ja noch ein Herz im Leib,

Laß es mir zum Pfande!“ — —

Klara mußte sich halten, so heftig klopfte ihr Herz. An die Wand gelehnt — gelb wie diese — stand sie lange mit geschlossenen Augen und einem schnellen Fieberatem. Es war ein Gefühl, als ob die alte, treue Gewohnheit doch auch ein Bündel Sonnenstrahlen in ihr Leben geflochten hätte und ihr beinahe zur Heimat geworden sei.

Nun ging's ja wohl hinaus in eine kalte, fremde Welt! Ob sie noch die Kraft besaß, eine neue Umgebung für sich zu erwärmen mit Sympathie und Teilnahme?

Die da sangen und ihre Vorgänger so vieler gleichgestimmter Jahre — allen war sie etwas gewesen, nicht gar viel, — aber vielleicht doch eine recht, recht angenehme Jugenderinnerung. So mancher, der vor zehn, fünfzehn Jahren mit Band und Mühe nach ihren freundlichen Blicken gehascht, war als Mann wiedergekommen, um zu sehen, was aus der jungen, lebenswürdigen Sichelwirtin geworden sei, der man einmal so gern das Herz zum Pfand gelassen hätte! Denn nun fühlte sie — diese immer wechselnde, gleiche, liederfrohe Jugend, das hatte auch sie jung und stark erhalten.

Es dauerte lange, bis sie wieder so viel Festigkeit fühlte, um den Kampf mit ihrem einzigen, aber furchtbaren Feind aufzunehmen. Sie durfte keine Zeit mehr verlieren! —

Allein auf ihr Rufen und Klopfen an Maags Türe bekam sie keine Antwort, sei es nun, daß er wirklich den unerschütterlichen Schlaf des Betrunknen schlief, oder daß er ihr keine geben wollte.

Durch eine feine Spalte schimmerte noch der Lampenschein. Da fiel ihr ein, den Eingang vom Nebenzimmer zu versuchen. Sie mußte erst einen schweren Schrank beiseite schieben. Dann sah sie, daß der Schlüssel zur Türe fehlte, die auch geschlossen war. Wo konnte er hingekommen sein? Die Magd war auch schon zu Bett. Schnell entschlossen holte sie den Wohnzimmer Schlüssel, der denn auch wirklich paßte. —

Der Alte lag richtig in den Federn und schlief wie ein Bär. Wüst und grau stach sein Haupt aus dem Weiß-

der Linnen heraus, der rechte Arm lag verschränkt obenauf. Aus dem halbgeöffneten Mund drang stoßweise ein verpesteter Atem, der schon im ganzen Raum zu riechen war.

Der Anblick machte sie schauern. Gab es noch ein Gesicht auf der Welt, in dem Bestialität und Verkommenheit deutlicher eingezeichnet waren? An der Wand hing sein Bild aus den dreißiger Jahren, der Bräutigamszeit. Ein kräftiges, scharfes Profil mit dem unverkennbaren Ausdruck der Willenskraft, die Unterlippe etwas vorgeschoben, der Schnurrbart verwegen ausgezogen nach Art der Teufelskerle und Herzenbrecher.

Himmel, wofür hatte dieser Mensch nun gelebt, wofür seine Kraft und Gesundheit eingesetzt? Das Wort, das lehrt, daß Besitz und Reichtum veredelnd auf den Menschen wirken, — wie war es an diesem einen zuschanden geworden! „Ein Teufel könnte nicht schlimmer sein!“ urteilte Klara, und der Haß auf ihn schwoll an in ihrer Brust wie ein Ungetüm. Auf dem Tisch neben der Lampe lag sein Portefeuille. Sie griff ahnungsvoll danach, wühlte in den Papieren und fand endlich einen Brief mit Martins Handschrift.

„Genf, Hotel Suisse, den 25. Juli ...“

Werter Herr Maag, ich zeige Ihnen hiermit an, daß die Einspruchsfrist in diesen Tagen abgelaufen sein wird. Die Trauung soll dann gleich stattfinden. Emmi kommt nächste Woche hierher; ich hole sie wahrscheinlich ab. Wir reisen dann zusammen nach Paris und bleiben dort bis zum Herbst. In der bewußten Sache kann ich mich ja überall kommissarisch vernehmen lassen —“

Weiter konnte Klara nicht lesen, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen.

Es war zu spät. Sie fand keinen Ausweg, keine Lösung und stand völlig fassungslos vor der furchtbaren Tatsache.

Neben sich hörte sie Maags keuchende Atemzüge und das harte Tiden der Weckeruhr. Mit stumpfen Sinnen ging sie ans Fenster und öffnete leise. Es war ein wenig hell geworden am Himmel. Das Licht des verschleierte Mondes lag überall. In den Regenpfützen spiegelten sich zerrissene, phantastisch beleuchtete Wolkenballen, und in langen Pausen fuhren immer noch Windstöße einher.

Wie die blasse, fröstelnde Frau das Fenster mechanisch wieder schloß, überfiel sie plötzlich ein harter, klarer Gedanke. Und als mühte sie ihn am Entfliehen verhindern, schlug sie beide Hände vors Gesicht.

Die Wände drohten auf sie einzustürzen. Ein verheerender Schreck schlug wie der Blitz in ihr Herz. In einer Sekunde erstarrte sie innen und außen, so daß ihr kein Glied mehr gehorchte.

Allein der harte Gedanke war schon zum Gesetz geworden. Gleich einem Wegweiser zur Rettung stand er greifbar vor ihr: „Gehorche mir!“

Von nun an war sie nicht mehr imstande, einen Blick auf den schrecklichen Schläfer zu werfen. Mit größerer Stromstärke als je zuvor durchdrang sie noch einmal das Ungeheuerliche, das man ihr angetan hatte. Und dann folgte sie dem dunkeln Gebot mit der Kraft einer schrankenlosen Verzweiflung.

Wunderlich, unbestimmt, aus unerforschlichen Tiefen, mit hundert Zungen und tausend Tönen redet das Menschensherz. Es hat Feuer und Wasser, zündet und löscht, zeugt Süßes und Bitteres, Schönes und Häßliches, Liebe und Grausamkeit. Wie Blütenstaub fällt es von außen herein, von allen Erscheinungen kommt die Befruchtung, geheimnisvoll schafft und formt es — und wie gespannt, scharf auch des Geistes Ohr hinabhört: es ist nichts zu erlauschen, nichts zu ergründen.

In dem kleinen gußeisernen Kohrofen war noch ein wenig Glut. Klara griff ein Brickett aus dem Kohlentessel — das legte sie auf die geringen bläulichen Flämmchen.

Dann stieg sie behutsam auf einen Stuhl und schloß die Zugklappe. Aber plötzlich sah sie das Gesicht des Mannes im Spiegel. Fast hätte sie laut aufgeschrien und wäre schier gestürzt. In allen Ecken lauerte es und drängte sich ihr auf wie dem geblendeten Auge die Feuerugel.

„Mesopotamien... Mesopotamien...“ klang's ihr deutlich ins Ohr.

Vom Ofen ging sie zum Tisch und schraubte mit zitternder Hand und fiebernder Hast am Lampendocht. Im Nu war der Zylinder schwarz angelaufen.

Dann sah sie noch einmal um, ohne das Bett zu streifen. Nichts verriet ihren nächtlichen Besuch.

Draußen rückte sie den Schrank vorsichtig an seine Stelle — und ob sie dann auch mehr einer Toten als Lebendigen ähnlich sah, so hatte sie in ihrem Elend doch ein schwaches Gefühl der Befreiung, wie ein Lastträger, der seine Bürde abwirft und aufatmet: „Gott sei Dank, das wäre getan!“

Neuntes Kapitel.

„Die Herrschaften werden sich hier besser fühlen als an der Tafel!“ sagte der Kellner mit einem Lächeln, das deutlich verriet, was er dachte, nämlich: Gebt euch ruhig in meine Fürsorge, liebe Kinder, ihr versteht noch herzlich wenig vom Leben — wie man sieht — und wäret traurig dran, wenn man eure Flitterwochenwünsche nicht von selbst durchschaute! Damit führte er das junge Paar an einen kleinen Fenstertisch, von wo man den vollkommensten Ausblick genoß auf die berühmte Inselbucht des Lago Maggiore. Er rückte der sanft errötenden Mullkleidame den Stuhl zurecht und machte aus der Art, wie die beiden sich trugen und betrugen, einige Feststellungen hinsichtlich Herkunft und Vermögenslage. Der Augenschein fiel befriedigend aus. Wohlhabende



Landschaftsbild bei Bignasco (Val Maggia). (Photographie.)

Bürgersleuten! Die Brillantagraffe in ihrem Haar war zweifellos echt, auch die Fingerringe konnten sich sehen lassen. Mit ziemlicher Bestimmtheit ließ sich darauf schließen, daß sie den Vogel abgeschossen hatte, oder daß das, was man eine „gute Partie“ nennt, ganz auf ihrer Seite war. Der junge Herr zeigte entschieden nicht jenes unbeirrbar sichere, etwas blasierte Auftreten der Leute, die von Jugend auf in Wohlstand lebten, und gehörte offenbar zu den beneidenswerten Muserwählten, die sozusagen blindlings auf eine Eichel des Glücks gestoßen sind.

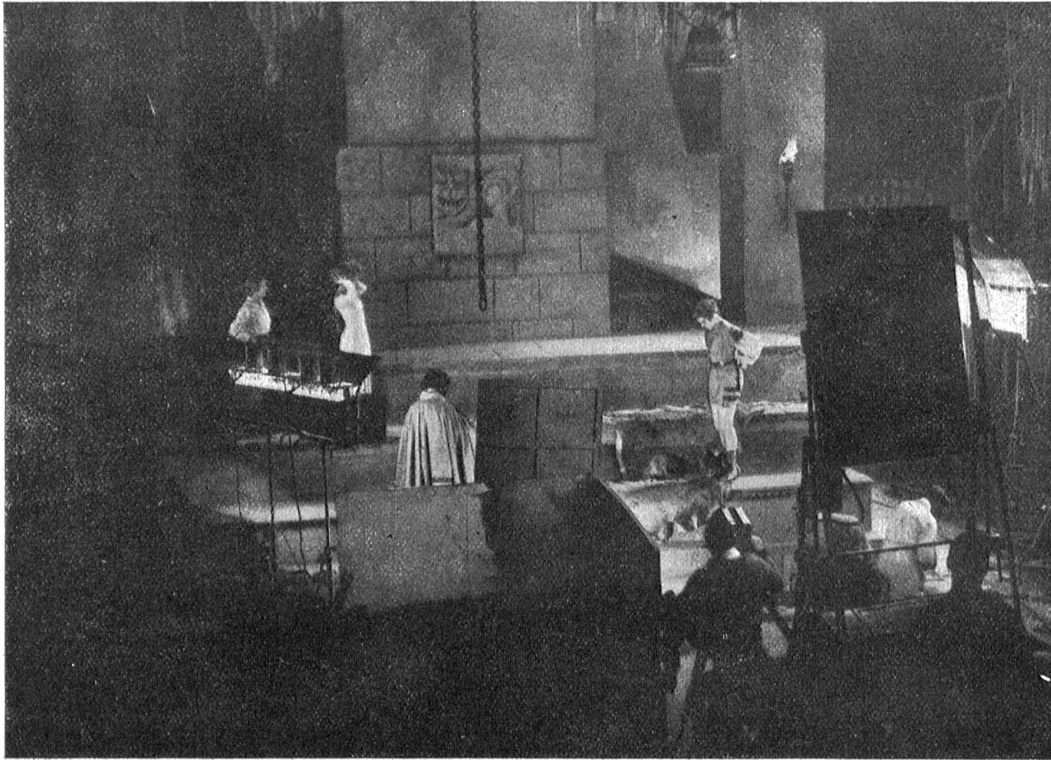
So argumentierte der Betrachter, denn es gibt nichts auf der Welt, was zugleich scharfsinniger und prosaischer wäre als eine Kellnerseele.

Sobald sie sah, warf Emmi wie aus sicherem Hinterhalt einen schnellen Blick über die vom Glanz der Kristalleuchter verklärte Tafelrunde, wo mit viel Geräusch das Mehl der seichten Gedanken gemahlen wurde. Die Damen wetteiferten unter sich mit der Pracht, dem Luxus ihrer Toiletten. Dort war's ein elegantes Pariser Modell, was die Vornetten in Bewegung setzte, hier ein Perlenhalsband von unschätzbarem Wert oder ein auffallender neuer Schnitt, der eine wahre Sintflut von Neid und Aerger zu entfesseln schien in den Herzen derer, die nicht Schritt halten konnten mit den hohen Anforderungen ihrer opfersüchtigen Göttin.

Martin, der sich im Frack noch nicht „wie zu Hause“ fühlte, verlangte eine Flasche Rheinwein, ließ es aber gerne geschehen, als der Kellner vorschlug, für den Braten eine halbe Moët kaltzustellen.

Aber bald fierte er mit abwesendem Sinn hinaus auf das nächtliche Bild: den lichterspiegelnden See und die erdunkelten Konturen der Ufer und Inseln.

Obwohl schon zwei Monate verflossen waren, seit ihn Alaras Telegramm von Maags Tod sah in die Flucht ge-



Vorbereitungen zu einer Aufnahme für den Film „Pietro, der Korsar“. Im Vordergrund die Operateure.

trieben hatte, fühlte er sich doch nirgends mehr sicher vor der drohenden Katastrophe. Mit völlig verwilderten Sinnen gab er sich den Zerstreuungen der Reise, dem Taumel des Weins und der Liebe hin, um nur nicht an das nahe Ende seines Abenteurers gemahnt zu werden.

Zunächst war es platterdings das Versteigen seiner Barschaft. Die fünf Tausend — Maags Spende für die Hochzeitsreise — waren bis auf einen traurigen Rest großartig vertan. (Fortsetzung folgt.)

Im deutschen Hollywood.

Vor zehn Jahren noch hat die Filmindustrie sich bemüht, das große Publikum in der Illusion zu bestärken, als seien die auf der Leinwand dargestellten Vorgänge wirklich, nicht bloß gemimt. Heute ist diese Vorsicht nicht mehr vonnöten; der Kinobesucher weiß auf der ganzen Linie, daß er getäuscht wird und hat sich mit der Tatsache abgefunden. Ja, heute ist jeder Primarschüler auf der Erkenntnisstufe angelangt, daß es sich beim Film um künstlerische Leistungen handelt, die man nach andern Gesichtspunkten als bloß denen der absoluten Naturwahrheit beurteilen muß. Die Namen der Filmstars sind den Kinobesuchern von heute ebenso geläufig, wie uns ehemals die der guten Bühnenkünstler vertraut waren. Aber fast ebenso stark als das Persönliche interessiert den modernen Filmbeobachter das Sachliche des Vorganges. Die Frage: „Wie hat man das gemacht?“ beschäftigt ihn nicht weniger als die: „Wer spielt die Rolle?“

Auch in dieser Hinsicht ist die Filmindustrie nicht mehr zurückhaltend. Sie benutzt das sachliche Interesse des Publikums geradezu als Impuls für ihre Geschäfte und hält die Welt durch Zeitungsartikel mit Illustrationen auf dem Laufenden über die neuesten Tricks in der kalifornischen Filmstadt Hollywood oder in einer andern der großen Zentralen, von wo aus die Hunderttausende von Lichtspielhäusern in aller Welt mit Sensationen versehen werden müssen.

Schier beispiellos ist die Wucht, mit der auf dem Filmgebiet der Konkurrenzkampf tobt. Die Vertrufung schreitet

auch hier mit Riesenschritten vorwärts. Nachdem sich die Filmindustrie erst national entwickelt hatte, ist sie heute in internationalen Interessengemeinschaften organisiert. Die deutsche Filmstadt auf Neubabelsberg bei Potsdam z. B. ist heute finanziell nicht viel mehr als eine Filiale von Hollywood.

Um unseren Lesern einen Begriff zu geben über die Ausdehnung und den Betrieb einer solchen Filmstadt, führen wir sie heute durch die gewaltige Siedelung der deutschen Filmindustriengesellschaft Ufa in Neubabelsberg. Die Ufa-Anlagen umfassen ein Gebiet von 30 Hektaren und stellen eine eigentliche Gewerbestadt dar, in der alle nur denkbaren Berufe vertreten sind und im

Sommer ungefähr 1000, im Winter 500 Menschen beschäftigt sind, abgesehen vom großen Darstellertroß, der zeitweise in die Tausende geht.

Vertrauen wir uns der Führung eines Kenners des deutschen Hollywood an. Waldemar Lindor schildert in „Reclams Univerzum“*) seine Eindrücke in Neubabelsberg wie folgt:

„Nachdem wir mit unserem schwer errungenen Ausweis glücklich durch das Pfortnerhäuschen gekommen sind, können wir endlich in den großen Wirtschaftshof treten, der rechts von dem Verwaltungsgebäude mit Atelier I und links von der Kantine begrenzt wird. Die Kantine gehört natürlich zu den beliebtesten Einrichtungen der Filmstadt, und hier können täglich 300 Menschen mit warmen Mahlzeiten versorgt werden, die übrigens zu dem niedrigen Preise von 35 Pfennig abgegeben werden.“

Etwas abseits von der Kantine liegt ein kleiner Schuppen, in dem der Nibelungendrake von seiner Auferstehung in der Kino- und Photo-Messe, Ende September, träumt. Ohne uns weiter aufzuhalten, eilen wir durch Vorratsräume für Baumaterial und elektrische Lampen, durch die Tischlerei und die Modellierräume, wo neben die großen Figuren für die Kathedrale zu Frik Langs Monumentalfilm „Metropolis“ geformt werden. Einen Blick werfen wir noch in die Räume des Elektrizitätswerkes, das die ansehnliche Spannung von 20.000 Ampere und eine Gesamtferzenstärke von 5 Millionen aufzuweisen hat, um an den Garagen und Tankstellen vorbei noch in die Kostümmkammern zu schauen, wo für 500 Komparsen Gewänder aller Zeiten bereit liegen, von römischen Tuniken bis zum modernen Gehrock. Außer den Dekorations- und Möbelspeichern gibt es noch einen Sonderschuppen mit historischen Fahrzeugen. Es folgt die Schneiderei, in der ständig 6 Schneiderinnen und 4 Schneider arbeiten, der Malraum, wo 30 Maler tätig sind, und die modern eingerichtete Möbeltischlerei, in der vom Hunnenthron bis zum neuesten Klubsessel alle Möbel und sonstige Innenarchitektur hergestellt

*) Auch die Illustrationen sind uns vom Verlag des „Univerzum“ freundlichst zur Verfügung gestellt worden.